

»Etwas schaffen, das in die Waagschale zu werfen sei«

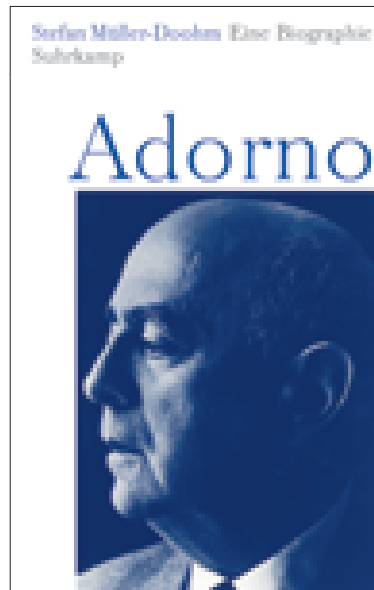
Neue Bücher zu Adorno

Der Biograph ist gegenüber der Person, der er seine Aufmerksamkeit widmet, entschieden im Vorteil: Er hält sich an das Resultat, wie es im Ganzen erscheint und geht von da zurück in seinem Verlauf auf das folgerichtige, wenn vielleicht auch folgelose Handeln. Über das Leben seines Helden versucht er dessen Werk zu erschließen. Ein Gedanke, den Adorno bezeichnenderweise strikt ablehnte. Adorno forderte vielmehr, dass die Nachwelt seine Werke dem Akzidentiel- len seiner Existenz vorziehen soll. Ein Diktum, das seine Leser und Schüler bis zu diesem Jahr respektierten. Denn sie interpretierten die Schriften Adornos und schwiegen über sein Leben. Zum 100. Geburtstag Adornos ändert sich das erfreulicherweise.

Zu Adorno sind jetzt gleich mehrere biographische Studien erschienen. Damit wird Adorno historisch und so auch den Nicht-Adorniten klar, warum er von seinen Schülern zu den großen deutschen Intellektuellen des 20. Jahrhunderts gezählt wird. Fast zehn Jahre arbeitete **Stefan Müller-Doohm** an seiner Adorno-Biographie. Der Oldenburger Soziologe bietet auf über tausend Seiten die erste detaillierte Dar-

stellung zu Leben und Werk Adornos. Müller-Doohm spürt in Adornos Schriften »autobiographische Erinnerungspartikel« auf und macht diese zum Ausgangspunkt

das Leben das Werk, sondern das Werk antizipiert das Leben. Jäger fragt: »Was ist Adornos Werk, wenn nicht der Versuch, es mit der Konstellation des Jahres 1903 als Philo-



Stefan Müller-Doohm
Adorno. Eine Biographie.
Suhrkamp Verlag,
Frankfurt, 2003,
ISBN 3-518-58378-6,
1056 Seiten,
24 Seiten
Abbildungen,
36,90 Euro.

seiner Überlegungen. Er versteht Adornos Werk, dessen autobiographische Zeugnisse sowie das 20. Jahrhundert als »Kraftfelder« im Sinne seines Protagonisten und bezieht diese drei Dimensionen aufeinander. Müller-Doohm hat dazu in den einschlägigen Archiven geforscht und kann deshalb seine Biographie auf eine breite Quellenbasis stützen. Für ihn fing Adorno bereits als Dreißigjähriger an, ganz für sein Werk zu leben: »Er wollte etwas schaffen, das in die Waagschale zu legen sei.« Insofern sei es wichtig, die Biographie mit dem Blick auf das Werk zu entwickeln. Müller-Doohms Biographie eignet sich auch als Nachschlagewerk zu Adorno. Der umfangreiche Anhang des Buches enthält unter anderem eine Genealogie der Familie Wiesengrund-Adorno, eine Lebenschronik, einen Frankfurter Stadtplan und eine Übersicht der von Adorno an der Universität Frankfurt angekündigten Vorlesungen und Seminare.

Im Gegensatz zu Müller-Doohm bestimmt für **Lorenz Jäger** nicht

soph aufzunehmen [...] und am Ende festzustellen, dass diese Konstellation ihre Zeit gehabt hatte, die abgelaufen war?« Er versteht sein Buch also als politische Biographie. Den Verhältnissen im Nachkriegsdeutschland habe Adorno zunehmend hilflos gegenüber gestanden. Als Philosoph sei er angefeindet worden, als politischer Mensch hätte er die Orientierung verloren. Seine Studenten verkündeten nach 1968 »Adorno als Institution ist tot«. Jäger schließt: »Als Adorno 1969 starb, war auch das normative Potential seiner Theorie erschöpft.«

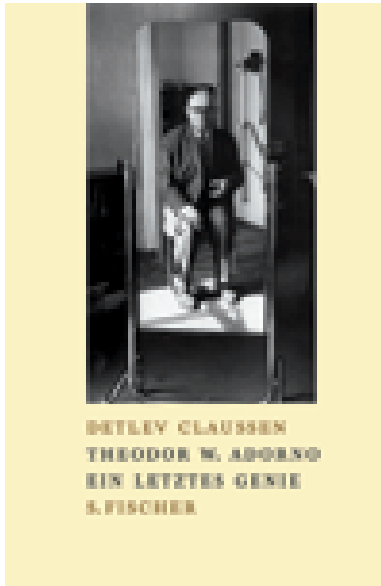
Die dritte Biographie zu Adorno stammt von **Detlev Claussen**. Der Autor studierte bei Adorno, lehrt Soziologie an der Universität Hannover und lebt in Frankfurt. Ziel seines Buches sei es, Adornos Texte wieder zum Sprechen zu bringen und nicht Adornos Werk aus biographischen Details zu erklären, beginnt Claussen sein Buch. Horkheimers Bezeichnung seines jüngeren Freundes als eines Genies in einer »Zeit des Übergangs« erscheint



Lorenz Jäger
Adorno. Eine politische Biographie.
Deutsche Verlagsanstalt,
München, 2003,
ISBN 3-421-05493-2,
320 Seiten,
22,90 Euro.

Claussen als eine angemessene Charakterisierung Adornos (daher auch der Untertitel »Ein letztes Genie«). Detlev Claussen begreift Adorno als Künstler, dessen philosophische, soziologische und musikalische Interessen als Einheit zu verstehen sind.

Eine wunderbare Ergänzung zu den drei Biographien stellt die vom **Theodor W. Adorno Archiv Frankfurt** herausgegebene Bildmonographie dar. Der Band enthält eine Fülle unveröffentlichter Texte

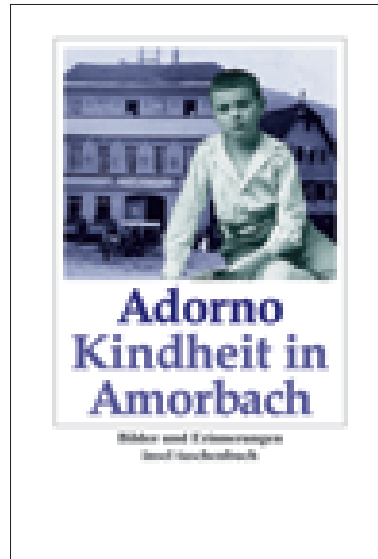
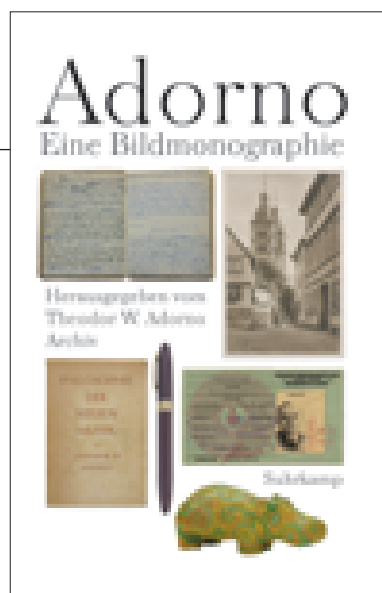


Detlev Claussen
Theodor W. Adorno. Ein letztes Genie, S. Fischer Verlag, Frankfurt, 2003, ISBN 3-10-010813-2, 352 Seiten, 22,90 Euro.

und Bilder zu Leben und Werk Adornos, zum Beispiel ein bislang unbekanntes Jugendtagebuch sowie weitere persönliche Aufzeichnungen aus dem Jahre 1949. Die Bearbeiter des Bildbandes, Gabriele Ewenz, Christoph Gödde, Henri Lo-

nungen zum Adorno-Jahr erwähnt werden. **Reinhard Pabst** legt im Insel-Verlag ein gefälliges Bändchen mit Bildern und Erinnerungen zu Adornos Kindheit in Amorbach vor. Adorno genoss die ländliche Idylle im Odenwald und erinnerte sich

Theodor W. Adorno Archiv (Hrsg.), **Adorno-Bildmonographie**, Suhrkamp Verlag, Frankfurt, 2003, Leinen, ISBN 3-518-58377-8, 309 Seiten, 39,90 Euro. Kartoniert, ISBN 3-518-58382-4, 309 Seiten, 24,90 Euro



Reinhard Pabst (Hrsg.)
Adorno. Kindheit in Amorbach. Bilder und Erinnerungen. Mit einer biographischen Recherche. Insel Verlag, Frankfurt 2003, it 2923, ISBN 3-458-34623-6, 228 Seiten, 9,50 Euro.



Christoph Gödde und Henri Lonitz (Hrsg.)
Theodor W. Adorno, Briefe an die Eltern. 1939-1951, Suhrkamp Verlag, Frankfurt, 2003, ISBN 3-518-58376-X, 576 Seiten, 8 Seiten Abbildungen, 39,90 Euro.

immer wieder gerne an den Ort, wo er als Kind seine Ferien verbrachte. Pabst ist im guten Sinne Positivist. Er stöberte unbekannte Briefe und Bilder auf und komponierte daraus ein Buch über den jungen Adorno. Der Leser erfährt viel Neues über die Familie Adorno und über die musikalischen Anfänge ihres berühmten Sohnes.

Das Paradies seiner Kindheit ist auch Gegenstand der Briefe Adornos an die Eltern aus den Jahren 1939 bis 1951, die von **Christoph Gödde und Henri Lonitz** ediert worden sind. Oscar Wiesengrund und Maria Calvelli-Adorno emigrierten 1939 nach Kuba, wo sie ihren bereits ein Jahr zuvor nach Amerika geflüchteten Sohn wiedertrafen.

Fast regelmäßig schrieb der Sohn seinen Eltern über das Leben in den Vereinigten Staaten und brachte in den Briefen seine Sehnsucht nach Europa zum Ausdruck. Beein-

druckend ist Adornos Bericht an seine inzwischen in New York lebende Mutter aus dem von Bomben zerstörten Frankfurt im Jahr seiner Rückkehr nach Deutschland 1949.

Neben den Briefen an die Eltern liegt jetzt auch die Korrespondenz Theodor W. Adornos mit seinen Verlegern Peter Suhrkamp und Siegfried Unseld gedruckt vor. Der Leser des Briefwechsels kann sich davon überzeugen, dass Adornos Werk die »Suhrkamp-Kultur« zuzugute kam.

Schwerpunkt des vom Frankfurter Germanisten Wolfgang Schopf herausgegeben Bandes bilden Briefe, die zwischen 1950 und 1969 gewechselt wurden. In Adornos letztem Brief an Siegfried Unseld heißt es: »Welche Bewunderung ich hege für das, was Sie in diesen zehn Jahren, mit wahrhaft unerschöpflicher Kraft, getan haben, und wie stolz ich darauf bin, daß ich einen Sektor dieses Umkreises einnehme.« Ohne den Suhrkamp Verlag und das Engagement von Peter Suhrkamp und Siegfried Unseld, das machen die Briefe deutlich, wäre Adorno wahrscheinlich heute ein wenig bekannter Autor.

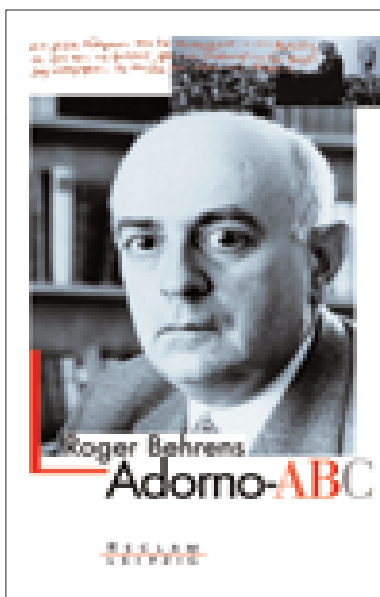
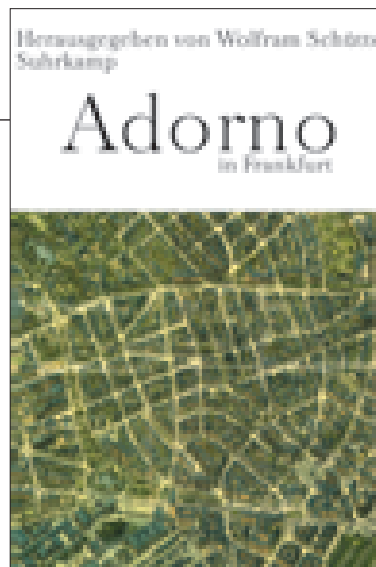
An keinem anderen Ort der Welt hielt sich Adorno länger auf als in seiner Geburtsstadt Frankfurt am Main. **Wolfram Schütte** sammelte Erinnerungen an Adorno sowie weitere Texte und Zeugnisse über ihn und präsentiert sie in seinem Band »Adorno in Frankfurt«. Schütte versteht sein Buch als eine Spurensuche an dem Ort, wo Adornos Erfahrungen ihr Zentrum hatten. Das Buch enthält auch Texte ehemaliger Studenten der Frankfurter Universität. So erinnert sich zum Beispiel Michael Rutschky daran, wie er gemeinsam mit Adorno im Fahrstuhl hinauf zum Hörsaal VI fuhr und Adorno ihm vorschlug, »die Studenten sollten gegen diese unbequemen und langsamen Fahrstühle protestieren«.

Wer nach der Lektüre der beschriebenen Bücher immer noch nicht genug über Adorno weiß, der schlage im Adorno-ABC von **Roger Behrens** Stichworte nach wie »Adorno-Ähnlichkeitswettbewerb«, »ICE Theodor W. Adorno« oder »Nilpferd«. Hier erfährt er zum Beispiel, dass Horkheimer von Adorno »Mammut« genannt wurde und Horkheimer Adorno als »Nilpferd« bezeichnete. Bleibt manches Besondere trotzdem noch unentdeckt, so leiten die Neuerscheinungen zum Jubiläum doch den Blick des Publikums auf das Universum Adorno. ◆



Wolfgang Schopf (Hrsg.)
**»So müßte ich ein Engel und kein Autor sein«
 Adorno und seine Frankfurter Verleger.
 Der Briefwechsel mit Peter Suhrkamp und Siegfried Unseld.**
 Suhrkamp Verlag 2003, ISBN 3-518-58375-1, 760 Seiten, zirka 39,90 Euro.

Wolfram Schütte (Hrsg.)
Adorno in Frankfurt. Ein Kaleidoskop aus Texten und Bildern,
 Suhrkamp Verlag, Frankfurt, 2003, ISBN 3-518-58379-4, etwa 250 Seiten, zirka 24,90 Euro.



Roger Behrens
Adorno-ABC,
 Verlag Reclam Leipzig, 2003, ISBN 3-379-20064-6, 248 Seiten, 11,90 Euro.

Der Autor
Dr. Michael Maaser ist Leiter des Frankfurter Universitätsarchivs.

»Mit Adorno gegen Adorno«

Prokop entwickelt eine neue Dialektik der Kulturindustrie

Das Kulturindustrie-Kapitel in der »Dialektik der Aufklärung« von Horkheimer und Adorno endet mit dem Bild eines konformistischen Publikums, das sich zwanghaft an die Kulturindustrie anpasst, bis es Personality nur noch als blendend weiße Zähne und Freiheit von tiefen, störenden Emotionen versteht. Dann folgt der seltsame Schlusssatz: »Das ist der Triumph der Reklame in der Kulturindustrie, die zwanghafte Mimesis der Konsumenten an die zugleich durchschauten Kulturwaren.« Darunter steht eine interne Notiz im Manuskript, die aus Versehen in den Druck kam: »(fortzusetzen)«.

Dieter Prokop, Professor für kritische Medienforschung am Fachbereich für Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt, hat diesen internen Vermerk ernst genommen und sich drangemacht, den kulturkritischen Zirkel von Bedürfnismanipulation und Unfreiheit in Adornos Theorem der Kulturindustrie, der auch bei vielen Adorno-Kennern lediglich als Lizenz zum Fluchen über die Unterhaltungsindustrie herhält und in peinlicher Altherren-Kritik mündet, aufzubrechen. Aber nicht, um nun an seiner Stelle »positive Aspekte« der Massenkultur herauszuarbeiten oder wie die Postmodernen, Konstruktivistinnen und »cultural studies« in allen massenkulturellen Formen mit »naivem Vielfalts-Optimismus« nurmehr eine bunte Angebotspalette ausfindig zu machen, aus der sich dann jedes Subjekt seine unverwechselbare persönliche Identität zurechtzimmern könne.

Prokop stolpert bei der zitierten Schlusspassage über das »zugleich durchschaut« und fragt sich: »Wird da doch ein Rest von Leben oder Verstand zugestanden?« Dieser kann in einem neuen dialektischen Modell der Kulturindustrie entfaltet werden. »In Bezug auf Kulturindustrie war das negativ-dialektische Vorgehen nicht negativ genug. Es fehlt die Negation der Negation. Das lässt sich ändern – mittels der kritischen Theorie selbst.« Die relevanten Kategorien dafür finden sich nach Prokop nicht in den expliziten

Schriften über Kulturindustrie bei Adorno, sondern in seiner »Negativen Dialektik«, »Ästhetischen Theorie«, »Minima Moralia« und den Vorlesungen über »Ontologie und Dialektik« (1960/61): Nicht-identisches, Produktivkräfte, produktive Spontaneität – sie ermöglichen ein Denken in Konstellationen, die die Spannungen und Widersprüche in den verschiedensten Formen der Kulturindustrie sichtbar werden lassen.

Auf diesem Wege gelingt es, jenseits normativer Ideale gelungener Kommunikation, wie sie von Habermas und Honneth vertreten werden sich über die »empirisch möglichen Dimensionen des kritischen Erfahrungsmodus in der Kulturindustrie klar zu werden.« Und genau darauf will Prokop hinaus: Auch in der Kulturindustrie gibt es »in den kreativen medienkulturellen Mustern einen kritischen Erfahrungsmodus«. Es gelingt ihm, das Spannungsfeld von kulturindustrieller Unfreiheit und kulturindustrieller Freiheit mit Adorno'schen Kategorien aufzuspannen und ihre Vermittlung aus einer übergreifenden, dialektischen Sicht zu analysieren. Da die befreienden Elemente der Kulturindustrie stets nur in der Unfreiheit präsent sind, beginnt Prokop seinen dialektischen Dreischritt mit der »Antithese über kulturindustrielle Unfreiheit«. Hier werden Tauschabstraktion, perfekte Waren-Wertform und positivistischer Erfahrungsmodus als medienkulturelle Muster vorgeführt. Dieses Identische der Kulturindustrie, ihr einfaches, leicht konvertibles Material der Welterfahrung erweist sich dann in der »Thesis über kulturindustrielle Freiheit« als Voraussetzung der Entfaltung ihres Nicht-identischen.

Es zeigt sich, dass Denken in Widersprüchen und kritische Erfahrungen der Subjekte möglich sind. »Free Jazz, Elvis Presley oder die Beatles vermitteln auch befreiende Lebensgefühle, auch Boy- und Girlgroups, Techno und Rappen tun das. Musik, die zu befreienden Lebensgefühlen verhilft, ist nicht nur »standardisierte Musikware«, sie ent-

hält innermusikalisch befreiende Momente.«

Prokop verlässt die interpretatorisch oft kulturkritisch breit getretenen Pfade von Fetischcharakter und Warenwelt der Kulturindustrie und ihrem Gegenteil von Avantgarde und Kunst. Gerade wenn Adorno im »falschen Schein« der Kunst

Dieter Prokop
**Mit Adorno
 gegen Adorno,
 Negative Dialektik
 der Kulturindustrie,**
 VSA-Verlag,
 Hamburg, 2003,
 ISBN
 3-89965-000-X,
 340 Seiten,
 19,80 Euro.



– und nur der Kunst – auch einen Bereich der Freiheit von aller Instrumentalität und damit ein Glücksversprechen sah, warum, fragt Prokop, soll man nicht auch im Schutt der Kulturindustrie nach Wahrheit wühlen? Und er wurde fündig. Nicht nur, dass dabei in die Darstellung der unkritisch-positivistischen wie der aufgeklärt-kritischen Erfahrungsmodi der Subjekte in der Kulturindustrie die langjährigen Erfahrungen des Autors als freischaffender Fernsehjournalist, als Regisseur und Moderator von Features und Reihen mit eingehen; so ganz nebenbei hat Prokop mit seinem Adorno-Buch dem Leser eine kleine Fibel angewandter Dialektik und anschaulichen Methodenbewusstseins geliefert, die erstarre Verhältnisse zum Tanzen bringen können. ◆

Der Autor

Christoph Lieber war viele Jahre als Buchhändler tätig und arbeitet derzeit als Verlagsangestellter.

»Das Persönliche ist für die kritische Theorie nicht unwichtig«

Adorno und Horkheimer in ihren Briefen

Freundschaften beginnen im philosophischen Seminar. 1921 lernten sich Max Horkheimer und Theodor Wiesengrund in einem Seminar von Adhémar Gelb an der Frankfurter Universität kennen. Horkheimer war zu dieser Zeit Assistent von Hans Cornelius und faszinierte den sieben Jahre jüngeren Studenten Adorno. Beide kamen ins philosophische Gespräch und schlossen Freundschaft, die ein Leben lang währte. Ihrer Arbeitsbeziehung verdanken wir den wichtigsten Text der kritischen Theorie, die »Dialektik der Aufklärung«. Für Adorno bedeutete die Auseinandersetzung mit Horkheimer eine Herausforderung zur Präzisierung des eigenen Denkens. Der Leser kann sich hiervon ein Bild machen. Die Korrespondenz der beiden Frankfurter Gelehrten liest sich einerseits wie eine Biographie Adornos und bietet andererseits Materialien zu dessen Philosophie.

an Adorno. Aus den Jahren 1927 bis 1932 sind nur drei Briefe Horkheimers erhalten, aus dem Jahr 1933 kein einziger Brief, so dass der Schwerpunkt der Korrespondenz zwischen September 1934 und Dezember 1937 liegt. In dieser Zeit emigrierte Horkheimer in die USA, um an der Columbia University das Institut für Sozialforschung neu zu errichten. Adorno blieb in Europa, immatrikulierte sich in Oxford am Merton College als »advanced student« und besuchte zwischendurch immer wieder Deutschland, um seine Staatsbürgerschaft nicht zu verlieren. Von einer Reise durch Franken im Frühjahr 1937 berichtete Adorno: »Die Zeit in Deutschland war sehr friedlich und glatt – kein Mensch hat sich bei der Ein- und Ausreise um mich gekümmert.« (340 f.) Und weiter: »Ich [...] reiste mit Gretel durch die fränkischen Städte. Wir haben uns gut erholt; der Druck des Fascismus ist übrigens dort, sonderbar genug, weit weniger zu fühlen als in Frankfurt; sogar in Nürnberg. Wir haben uns dort das Reichsparteitagelände angesehen. Ganz allein; kein Mensch dort, keine Ehrenwachen, nichts; das Ganze wirkt eher etwas verfallen und armselig, keineswegs aere perennius.« (341) Erst 1938 folgten Adorno und seine Ehefrau Horkheimer in die Emigration nach New York.

Die Briefe geben Gelegenheit, Adorno auch privat kennen zu lernen. Nicht nur Philosophen, Soziologen, Musikwissenschaftler und Wissenschaftshistoriker werden deshalb an diesem Briefwechsel Gefallen finden.

Auch in persönlichen Dingen war Adorno ganz Wissenschaftler. So befasste er sich vor seiner Heirat mit der Chemikerin Margarete Karplus eingehend mit der Analyse des weiblichen Charakters. Aus London schrieb er deshalb dem Frankfurter Psychoanalytiker Erich Fromm: »Das ursprüngliche Interesse hängt zusammen mit den Erwägungen, die seinerzeit zu den Studien über Autorität und Familie

führten; nämlich der Frage nach dem »Kitt« der gegenwärtigen Gesellschaft, der sie zusammenhält, trotzdem sie für ihre Angehörigen stetig anwachsendes Leiden und katastrophische Bedrohung bedeutet.« (539 f.) Adorno verwies darauf, dass Frauen mehr vom »Warencharakter« (541) beherrscht würden als Männer: Viel mehr als die »Familienautorität mit ihrer asketischen Sexualmoral« seien »die Frauen und ihr spezifisches Konsumentenbewußtsein« als Bindemittel der Gesellschaft zu betrachten. (ibid.)

Der erste Band macht Appetit auf zunehmende politische Reflexionen der beiden Briefpartner, die sich in diesen frühen Briefen bereits andeuten. Das Buch weckt die Neugier des Lesers auf die Folgebände. Es bietet spannende Briefe, teils von hoher theoretischer Dichte. Neben der Korrespondenz zwischen Adorno und Horkheimer enthält der Band Briefe Adornos an Gabrielle Oppenheim, Leo Löwenthal, Ernst Krenek, Slatan Dudow, Ernst Bloch und Ernst Fromm, ferner Adornos Gutachten zur Dissertation von Dolf Sternberger sowie zu Arbeiten Franz Borkenaus und Ernst Engelbergs, schließlich zwei Kongressberichte Adornos. Register der Schriften Adornos und Horkheimers und ein Personenregister beschließen das Buch.

Im Gegensatz zu den Schriften Adornos fällt die Lektüre seiner Korrespondenz leicht. Insofern liefert der Briefwechsel zwischen Adorno und Horkheimer einen guten Zugang zur »Frankfurter Schule«.

Der Autor

Dr. Michael Maaser ist Leiter des Frankfurter Universitätsarchivs.



Theodor W. Adorno,
Max Horkheimer
Briefwechsel 1927 – 1969.
Bd. 1: 1927 – 1937.
Christoph Gödde,
Henri Lonitz (Hrsg.),
Suhrkamp Verlag,
Frankfurt 2003,
ISBN 3-518-58362-X,
608 Seiten,
44,90 Euro.

Pünktlich zum Adorno-Jahr liegt der erste von (mindestens) vier Bänden des Briefwechsels zwischen Theodor Adorno und Max Horkheimer vor. Die beiden Herausgeber des Buches, Christoph Gödde und Henri Lonitz, beide Theodor W. Adorno Archiv Frankfurt, fanden insgesamt 157 Briefe aus den Jahren 1927 bis 1937, 82 von und 75

Skandale und das Schattenreich der Inoffizialität

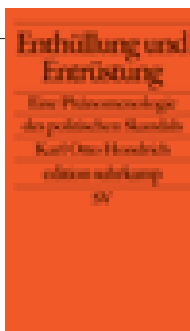
Der Soziologe Karl Otto Hondrich zu Phänomenen der Gegenwartsgesellschaft

Karl Otto Hondrichs soziologische Analysen von Phänomenen der Gegenwartsgesellschaft behandeln Problemkreise, die uns alle betreffen und beschäftigen: Wo verlaufen die Grenzen, wenn es darum geht, die Vision des neuen, genetisch optimierten Menschen zu verwirklichen? Versagen gegenüber dem Krieg der Ethnien, Clans und Terrorgruppen unsere Interpretations- und Regelungsmodelle? Welche soziale Funktion haben Skandale?

Hondrich, seit 1973 Soziologie-Professor an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, spricht mit seinen Büchern einen breiten, politisch interessierten Leserkreis an. Er analysiert in seinen Untersuchungen Themen der Zeitgeschichte, die uns bewegen, und verfolgt sie aus der spezifischen Perspektive des Soziologen: Kriege und Skandale erfassen wir nicht, wenn wir nur Absichten, Gefühle und das Selbstverständnis der Akteure erforschen. Sie sind immer auch Teil eines sozialen Geschehens, das wir nur in seinen Wechselseitigkeiten und Gegenläufigkeiten erklären können. Auch die moralische Ordnung, genoptimierte Menschen sowie die in Kriege verwickelten Nationen, Clans und die Terrorgruppen, die uns bedrohen sind in dieses Geschehen involviert und ihm gegenüber nicht autonom.

Aber auch die in Skandale Verwickelten und wir, die wir uns da-

Karl Otto Hondrich
Enthüllung und Entrüstung.
Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main
2002, ISBN
3-518-12270-3,
166 Seiten,
9 Euro.



rüber empören, können uns dem Verlauf des sozialen Geschehens nicht entziehen, unabhängig davon, ob wir an diesen Vorgängen Beteiligte sind oder sie nur beobachten.

Wir sind als Mitglieder von sozialen Systemen Vorgängen unterworfen, die uns gegenüber ihre eigenen Grenzen ziehen und die sich gegenseitig begrenzen. Solche elementaren Prozesse sind nach Hondrich das Werten als ein Vorziehen und

Karl Otto Hondrich
Der Neue Mensch.
Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main,
2001,
ISBN
3-518-1227-8,
222 Seiten,
10 Euro.



Zurücksetzen von Mitmenschen, das Bestimmen als ein Entscheiden über Mögliches, das Mitteilen als ein Bekanntmachen und Verbergen und das Teilen mit anderen, die uns nah oder fern stehen.

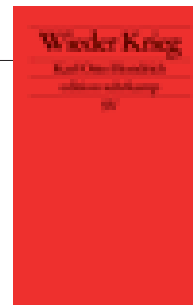
In der soziologischen Erforschung von Skandalen spannt Hondrich einen Bogen über einen Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten: Seit der Mitte der 1970er Jahre sind wir in der Bundesrepublik mit einer Flut von Skandalen vertraut. Täglich werden wir über die Massenmedien mit ihnen versorgt. Es wird bereits von einem Enthüllungsfanatismus gesprochen, seien es Skandale der Parteienfinanzierung, der Umweltschädigungen oder Korruption. Einerseits steigen unsere moralischen Erwartungen, gleichzeitig haben wir immer weniger die Chance, die Vorkommnisse auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen, da die Skandale von den Medien selektiert und inszeniert werden.

Hondrich hat Fallstudien zu Tschernobyl, Umweltskandalen, Skandalen der politischen Parteien und der Rolle von Sündenböcken vorgelegt. Ihm geht es dabei um Einblicke in die Unterwelt, den Tiefenschichten der Moral. Das führt Hondrich zu der soziologischen Funktion von gemeinsamer (moralischer) Entrüstung: Durch sie wird der Grenzbereich zwischen Moral,

Politik und Wirtschaft jeweils neu bestimmt. Skandale decken Grenzüberschreitungen auf, sie sind zum Beispiel im politischen System »Grenzwächter zwischen den Sphären der Politik, der Wirtschaft und des privaten Lebens«. Wir werden zwar durch Skandale in moralischer Entrüstung eingeübt, gleichzeitig beschleunigen sie den Wandel von sozialen Normen.

Skandale haben in modernen Gesellschaften eine besondere Funktion. Sie können nur funktionieren, wenn sie ein Schattenreich der Inoffizialität, der latenten Regelungen erlauben, aber es zugleich verdecken. Die soziale Funktion des Skandals besteht gerade darin, die Unterwelt der Inoffizialität begrenzt zu enthüllen. Soziologen stimmen weitgehend darin überein, dass Skandale als gesellschaftliche Ritua-

Karl Otto Hondrich
Wieder Krieg.
Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main,
2002,
ISBN
3-518-12297-5,
192 Seiten,
9 Euro.



le zu werten sind, die eine reinigende Funktion haben sollen. Diese Rituale funktionieren nur durch eine übermäßige Personalisierung, da für die öffentliche Kommunikation Schuldige gefunden werden müssen. Wir stellen zwar auch fest, dass das reinigende Ritual zusehends vordergründiger und die Skandal-suche zu einem Profilierungsmotiv von Journalisten wird. Aber nur in Zeiten moralischer Konflikte wird die Moral selbst kreativ. Man könnte dies auch so umschreiben: Durch den Skandal vergewissert sich die Gesellschaft ihrer Moral, ohne dass sie das Negative, ihr Schattenreich der Inoffizialität, zum Verschwinden bringen könnte und sollte. Insofern ist Hondrich zuzustimmen: Gäbe es keine Skandale, so müssten sie erfunden werden. ◆

Der Autor

Privatdozent Dr. Gerhard Preyer
lehrt Soziologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Er ist Herausgeber der Zeitschrift »Protosociology – An International Journal of Interdisciplinary Research«. www.protosociology.de

Mehr Markt für mehr soziale Sicherheit

Starökonom Robert J. Shiller stellt neue Ideen in Frankfurt vor

Endlich werden in der deprimierenden Debatte um unsere sozialen Sicherungssysteme grundlegend neue Vorschläge gemacht! Robert J. Shiller, Ökonomieprofessor an der Yale University mit dem Schwerpunkt Finanzfragen, stellt seine Ideen zur Neuordnung der Finanzwirtschaft sowie Gedanken zu deren instrumenteller Ausgestaltung am 23. September bei einer Forums-Veranstaltung des Frankfurter Center for Financial Studies vor. Der amerikanische Ökonom »mit der berner-

nem Vorwort zur deutschen Ausgabe heißt es: »Wenn die deutsche Regierung die Sozialversicherung den heutigen Herausforderungen anpasst und die [...] Demokratisierung des Risikomanagements vorantreibt, dann kann sie die ökonomischen Risiken der Bürger und Bürgerinnen reduzieren und gleichzeitig Leistungsanreize für den Einzelnen schaffen.«

Shiller fordert eine fortschrittliche Risikovorsorge, die über bislang übliche Versicherungen hinausgeht

- Die Einführung von Lebensstandard-Versicherungen könnte Arbeitnehmer gegen den Verlust des Einkommens (über bisherige Instrumente hinaus) versichern, Eigenheimkapital-Versicherungen gegen den potenziellen Wertverlust einer Immobilie.
- Die Schaffung von Makromärkten könnte die Bewertung ganzer Volkswirtschaften ermöglichen und trüge durch das große Handelsvolumen deutlich mehr zur Risikostreuung bei als die derzeitigen Finanzmärkte.
- Einkommensgebundene Kredite böten Sicherheit gegen Zahlungsunfähigkeit und Überschuldung, da die Tilgung an die Einkommensentwicklung gebunden wäre.
- Eine Steuer gegen Einkommensungleichheit wäre ein wirksames Instrument gegen die Vertiefung der Kluft zwischen Arm und Reich.
- Eine generationengerechte Rentenversicherung könnte die Risiken gleichmäßig auf die junge und ältere Generation verteilen.
- Eine internationale Risikokontrolle finge die Risiken von Volkswirtschaften auf.

Shillers visionäres Buch weist einen Weg aus der Abwärtsspirale von Finanzkrise, Sozialabbau, Existenzangst und Konsumzurückhaltung, die den Druck auf Wirtschaft und Gesellschaft kontinuierlich erhöht. Anders als die meisten anderen Verfechter einer breiten sozialen Absicherung verteuert Shiller weder den Kapitalismus, noch will er die freien Märkte einschränken oder gar abschaffen. Die Originalität seines Ansatzes liegt in der Forderung einer moralisch fundierten Umgestaltung der Finanzordnung: mehr soziale Sicherheit durch mehr Markt. Damit trifft er den Nerv der Zeit. ◆

Robert J. Shiller
Die neue Finanzordnung.
 Campus Verlag,
 Frankfurt 2003,
 ISBN 3-593-37327-0,
 450 Seiten,
 34,90 Euro.



kenswerten Fähigkeit zum Vordenken« (Manager Magazin) ist überzeugt, dass ein Ausbau des Sozialsystems möglich ist, der sich wirtschaftlich trägt. Wirtschaftswachstum und soziale Sicherheit für alle schließen sich nicht aus, wenn unser Risikomanagement von Grund auf neu definiert wird. Durch die heute bekannten technischen Mittel des Risikomanagements können sich wachsende ökonomische Risiken beherrschen lassen. Diese These erläutert Shiller in seinem Buch »Die neue Finanzordnung«, dessen deutschsprachige Ausgabe Ende August beim Frankfurter Campus Verlag erschienen ist.

Shiller hält unser Sozialsystem für überholt und modernen Risiken nicht mehr angemessen. Er plädiert für eine neue Finanzordnung, die eine zeitgemäße und gerechte Risikovorsorge mit modernsten Mitteln ermöglicht. Dazu gilt es, den Wirkungskreis der vorhandenen Finanzinstrumente und -institutionen (Staat, Banken, Versicherungen, Finanzmärkte) zu erweitern und für ein demokratisches Risikomanagement zu nutzen. In sei-

und Risiken des täglichen Lebens wie Arbeitsplatz- und Einkommensverlust, Wertschwankungen von Immobilien oder auch das Ergreifen eines Berufs in einer unsicheren Branche einkalkuliert. Er plädiert dafür, das Risikomanagement von Sachvermögen auf Humanvermögen auszudehnen und die Risikovorsorge so zu demokratisieren, dass insbesondere die unteren Einkommenschichten berücksichtigt werden. Ein soziales Sicherungssystem, das individuelle Risiken über den Mechanismus der freien Märkte verteilt, würde nicht nur wirtschaftliche Ungleichheit verhindern und die gesellschaftlichen Verhältnisse stabilisieren, sondern gleichzeitig als Wohlstandsmotor funktionieren: die Absicherung gegen ökonomische Risiken gibt dem Einzelnen die Freiheit, seine persönlichen Fähigkeiten zu verwirklichen und fördert Kreativität und Leistungsbeurteilung – Ressourcen, die für ein gesundes Wirtschaftswachstum unabdingbar sind.

Shiller macht sechs konkrete Vorschläge für eine neue Finanzordnung:

Die Autorin

Ulrike Lexis ist Volkswirtin und arbeitet als Bereichsleiterin Wirtschaftsmanagement im Center for Financial Studies an der Johann Wolfgang Goethe-Universität.

»Hegemoniale Revolution«

Harald Müller über die letzte unangefochtene Supermacht und die Weltordnung

Das Datum zu nennen, genügt schon – der 11. September hat sich so tief in unser Gedächtnis eingegraben, dass vor dem geistigen Auge sofort die Bilder der Terroranschläge von Washington und New York ablaufen. Was außerdem mit-schwingt, ist jener oft gehörte Satz, dass nach diesem Angriff auf die amerikanische Supermacht nun nichts mehr so sei, wie zuvor. Die Rede von der Zeitenwende machte in den Feuilletons Furore. Einer, der dieser These in seinem neuen Buch vehement widerspricht, ist Harald Müller. Der Leiter der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung und Professor für Internationale Beziehungen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität hat mit »Amerika schlägt zurück. Die Weltordnung nach dem 11. September« eine Studie vorgelegt, die in einem groß angelegten Panorama den Entwicklungslinien der gegenwärtigen Weltpolitik nachspürt.

Die eigentliche Zeitenwende, so Müller, war der Zusammenbruch des globalen Systemgegensatzes zwischen Kapitalismus und Kommunismus im Jahre 1989. Der 11. September hat hingegen weder an den Machtverhältnissen im internationalen System, noch an den globalen Problemen viel geändert: Die USA sind noch immer unangefochtene Supermacht, sei es in militärischer, wirtschaftlicher, politischer oder kultureller Hinsicht; und die Welt hat noch immer mit massiver sozialer Ungleichheit, Migration, Umweltkatastrophen und regionalen Konflikten (wie in Nahost oder Südasiens) zu kämpfen. Auch die Dynamiken von Globalisierung und der weltweite Ruf nach politischer Partizipation sind ungebrochen, wie Müller in seiner kenntnisreichen Analyse aufzeigt. Anstatt eine Wende in der internationalen Politik auszulösen, hat der 11. September vielmehr die bestehenden Trends noch weiter bestärkt und Schwachstellen offengelegt.

Sogar der so genannte Mega-Terrorismus ist keineswegs so neu, wie es den Anschein hat. Der Friedensforscher beschreibt, wie sich der internationale Terrorismus seit den

1970er Jahren gewandelt hat. Kam es den Terroristen à la RAF noch darauf an, ihre Botschaft möglichst spektakulär aber mit wenigen Opfern in Szene zu setzen, so schrecken Terroristen der neuen Generation nicht vor massenhaftem Morden zurück – wie bei den Attentaten von Islamisten auf die amerikanischen Botschaften in Nairobi und Daresalam oder dem Anschlag der Aum-Sekte auf die Tokyoter U-Bahn.

In seiner differenzierten Darstellung warnt Müller eindringlich vor einer Gleichsetzung von religiösem Fundamentalismus und einer bestimmten Religion wie dem Islam. Angesichts von Globalisierung, Unsicherheit und dem rasanten Wandel traditioneller Gesellschaftsstrukturen ist der Fundamentalismus das vermeintliche Angebot von Sicherheit, Identität und Rückbesinnung auf die religiösen Quellen. Er findet sich in allen großen Weltreligionen und hat viele Facetten. Die politisierten, radikal-fundamentalistischen Gruppen dürfe man jedoch nicht als irrational abtun, so Müller. In der Logik einer Organisation wie Al-Quaida befindet diese sich in einem Defensivkrieg gegen die Dominanz und Bedrohung durch den Westen – und sie kämpft diesen Krieg mit allen Mitteln.

Die Reaktion der westlichen Welt, allen voran der USA, auf die Terroranschläge schien zunächst eine Renaissance des Multilateralismus zu ermöglichen: Die Allianz gegen den Terror vereinigte eine überaus heterogene Gruppe von Staaten – von Pakistan bis Frankreich. Doch was so hoffnungsvoll begann, ist in kürzester Zeit in eine massive Abkehr der amerikanischen Regierung vom Multilateralismus umgeschlagen. Bereits vorgezeichnet in der zweiten Hälfte der Amtszeit Clintons, ist die Bush-Regierung nun gänzlich stramm unilateral unterwegs. Dabei ist es weniger die pure Macht, die zum eigenmächtigen Handeln ohne Einschränkungen verführt, sondern es steckt eine gute Portion Ideologie dahinter, genährt aus rechts-christlichen und erkonservativ-republikanischen Denkrichtungen. »Hegemoniale Revolution« nennt Müller

Harald Müller
**Amerika schlägt zurück.
 Die Weltordnung
 nach dem 11. September.**
 Fischer Taschenbuch Verlag,
 Frankfurt, 2003,
 ISBN 3-596-15774-9,
 288 Seiten,
 12,90 Euro.



diese Politik, die von Leuten wie Rumsfeld, Wolfowitz und Rice betrieben wird – und er schätzt sie folgenreicher ein als manch andere Revolution im internationalen System im 20. Jahrhundert. Von potenziellen Gegenallianzen und Rivalen ist hingegen wenig zu sehen: Wie der Friedensforscher zeigt, haben Länder wie Russland, China, Indien oder die arabischen Staaten weder den ausreichenden Willen noch die Ressourcen, um sich der amerikanischen Hegemonie entgegenzustellen. Und Europas Vision einer gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik ist zunächst einmal an der Debatte um den Irak-Krieg zerschellt – die Rhetorik konnte der Realität der Meinungsdivergenzen nicht standhalten. Dabei hätte gerade das Modell Europa mit seinem Multilateralismus – mit Konsultationen, Einbindung in internationale Organisationen und verbindlicher Rechtssetzung statt militärischer Drohgebärde – eine gute Alternative zur hegemonialen Weltordnung nach Art der US-Regierung zu bieten, so Müller. Gibt es bei all diesen düsteren Aussichten noch Hoffnung? Einzig in der Selbstheilungskraft der Demokratien und in der Zivilgesellschaft, sei es auf internationaler oder innerstaatlicher Ebene, meint Müller. Und zur Not empfiehlt der Friedensforscher, sich auf das Recht auf Widerstand zu berufen, wie es im Grundgesetz verbürgt ist. ♦

Die Autorin

Claudia Baumgart, freie Journalistin, schreibt zur Zeit an einer Dissertation über die Rolle von Religion in internationalen Konflikten.

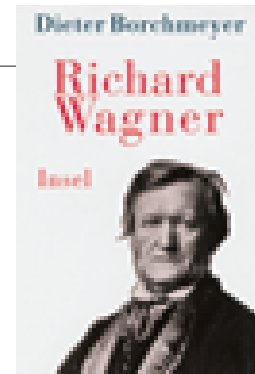
Wege durch den Wagner-Dschungel

Wenn es stimmt, dass über keinen Menschen nach Jesus und Napoleon so viel geschrieben und spekuliert wurde wie über Richard Wagner, dann erscheint jeder Versuch, dieses Faszinosum neu zu deuten, als Wagnis mit unbekanntem Ausgang: Im Spiegel der unendlichen Bibliothek der Wagner-Forschung kann jeder Exeget nur eine winzige Facette beleuchten, wenn er nicht im Dschungel des bereits Gedachten und Geschriebenen untergehen will. Die beiden Bücher von Dieter Borchmeyer und Peter Hofmann unternehmen aber nichts Geringeres als eine Gesamtdeutung von Wagners Werk vor dem Hintergrund seiner theoretischen Schriften und ihres kulturgeschichtlichen Umfelds. Sie unternehmen dies aus ganz verschiedenen Richtungen, und ihre Expeditionen sind mit wechselndem Glück gesegnet. Borchmeyer ist ein »alter Hase« der Wagner-Forschung. Sein erstes Buch »Das Theater Richard Wagners« von 1982 ist noch immer ein Standardwerk und nebenbei gesagt: Es wird durch die zwanzig Jahre spätere Publikation in seinem Wert keineswegs überholt, man sollte also unbedingt beide Bücher lesen. Ihm folgte eine stattliche Reihe von Aufsätzen und Vorträgen. Das neue Buch zieht gleichsam die Summe

Umstrittene an Wagner nochmals durchzustreiten. Statt dessen betreibt er profunde Philologie und holt die spekulative Wagner-Deutung auf den Boden kontextueller Forschung zurück. Von den »Feen« bis zu »Parsifal« beleuchtet er das musiktheatralische Gesamtwerk Wagners unter literaturwissenschaftlichen Gesichtspunkten und

vorstellen. Vom Anspruch, »Richard Wagners politische Theologie« zu rekonstruieren, ist zwischenzeitlich gar nicht mehr die Rede. Dabei wäre es äußerst spannend und längst überfällig, die lebenslange intensive Auseinandersetzung Wagners mit dem Christentum von theologischer Seite zu betrachten: Wagner verstand sich zeitweise als Atheist, ent-

Dieter Borchmeyer
**Richard Wagner.
 Ahasvers Wandlungen.**
 Insel Verlag,
 Frankfurt am Main
 und Leipzig, 2002,
 ISBN 3-458-17135-5,
 647 Seiten,
 44,90 Euro.



legt immer wieder erstaunliche Verbindungen frei. Er stellt die Wagnerschen Texte in einen breiten Zusammenhang, der von mittelalterlichen Versepenn bis zu Baudelaire reicht. Theologische und philosophische Aspekte werden ebenso kenntnisreich berücksichtigt. Die Diskussion der umfangreichen Sekundärliteratur – von der er meist ohne es im Haupttext explizit nachzuweisen, bei aller Originalität doch eine Menge profitiert – wird in die Anmerkungen verwiesen. Auf diese Weise ist ein schön geschriebenes, spannend zu lesendes Buch entstanden, das auch den weniger kundigen Leser bestens in den gedanklichen Kosmos des Wagnerschen Denkens einführt.

warf aber gleichzeitig eine große Oper mit dem Titel »Jesus von Nazareth«; er verband später unter dem Einfluss Schopenhauers christliche und buddhistische Vorstellungen zu einer eigenwilligen Synthese und versuchte sich am Ende seines Lebens an einem mutigen Entwurf einer christozentrischen, immer noch atheistischen Religion der Zukunft. Erst im »Parsifal«-Kapitel besinnt sich Hofmann wirklich auf seine theologische Kompetenz, verschiebt aber die interessantesten Aspekte, darunter auch eine dezidierte Abgrenzung von Borchmeyers Thesen, in die Fußnoten.

In beiden Büchern ist von Wagners Musik nur am Rande die Rede. Das ist schade, aber verständlich. Es wäre an der Zeit, dass sich auch die Musikwissenschaft wieder kompetent zu Wort meldet – denn erst Wagners »unendliche Melodie«, seine »Kunst des tönenden Schweigens« vermag uns auf dem Weg durch das verschlungene Labyrinth seiner Texte und Gedanken sicher zu leiten.

Die Autorin

Dr. Ulrike Kienzle ist Musikwissenschaftlerin und profunde Wagner-Kennerin. Sie war von 1997 bis zum Ende des Sommersemesters 2003 wissenschaftliche Assistentin am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Frankfurt.

Peter Hofmann
**Richard Wagners
 politische Theologie.
 Kunst zwischen Revolution
 und Religion.**

Verlag Ferdinand Schöningh,
 Paderborn, 2003,
 ISBN 3-506-73929-8,
 320 Seiten,
 39,80 Euro



aus dieser jahrzehntelangen innigen Vertrautheit mit Wagners Werk. »Richard Wagner ist der umstrittenste Künstler der Kulturgeschichte« – so lautet der erste Satz von Borchmeyers Wagner-Buch. Man mag ihn als nüchterne Feststellung oder als Stoßseufzer verstehen. Tatsache ist, dass Borchmeyer sich durch diese lapidare Formulierung ein für alle mal davon befreit, das

Ganz anders nähert sich der Theologe Peter Hofmann seinem Gegenstand. Im Gegensatz zu Borchmeyer, der das ja nicht mehr nötig hat, möchte sich Hofmann mit seiner Habilitationsschrift in der Wagner-Forschung erstmalig profilieren. Dabei hat er sich vielleicht zuviel vorgenommen, jedenfalls verliert er alsbald den Überblick über sein Thema: Er möchte sowohl die wechselvolle Rezeptionsgeschichte des Wagnerschen Werkes diskutieren als auch die theoretischen Schriften neu deuten sowie schließlich auch sämtliche Musikdramen Wagners vor dem Hintergrund dieser Theorien

Ist der Geist also doch an Materie gebunden?

Anmerkungen zu einem Essayband des Hirnforschers Wolf Singer

Ignorabimus!« rief Emil Du Bois-Reymond 1872 aus und meinte damit, dass nach dem damaligen Stand der Kenntnis das menschliche Bewusstsein aus seinen materiellen Bedingungen heraus nicht erklärbar sei und es auch in Zukunft nicht sein werde. »Wir wissen!« bilanziert dagegen Wolf Singer, Direktor des Frankfurter Max-Planck-Instituts für Hirnforschung, und meint damit, dass nach dem heutigen Stand der Kenntnis die materiellen Grundlagen des Bewusstseins, der Wahrnehmung, der Empfindungen und der Motivationen sehr wohl in den komplexen Tiefen jener geheimnisvollen Substanz hinter unserer Stirn zu finden sind. Der Geist also doch gebunden an Materie?

Die Reduktion kognitiver Phänomene auf ein neuronales Substrat hat erneut allorten, und nicht nur feuilletonistische Folgen; der Erklärungsanspruch der Neurophysiologie reicht – auch dank der Popularisierungstätigkeit Singers neuerdings mit diesem erschwinglichen Taschenbuch – herüber auf traditionelles Gebiet der Kulturwissenschaften. Doch es sind keine imperialistischen Absichten, die Singer verfolgt; er will altes Neues: Er möchte die Trennung der Wissenschaften vom Menschen aufheben, jene Opposition konkurrierender, in babylonischer Sprachverwirrung befangener Beschreibungssysteme. Nur eine »Brückentheorie« werde des Menschen hochkomplexer Natur – besser: der Einheit seiner Natur, der Kontinuität von biologischer und kultureller Evolution – gerecht. Bislang jedoch sind die Synergieeffekte überaus mager; zu gering sicherlich für den monistisch argumentierenden Naturwissenschaftler.

Und die »andere« Seite? Ihr ist der naturwissenschaftliche Reduktionismus höchst suspekt. Die Qualia, die subjektiven Empfindungen, etwa beim Hören von Musik, sollen auf materiellen Vorgängen des Gehirns beruhen? Der freie Wille? Eine Illusion!? Hier wird die Brücke, sofern sie denn begehbaren Bestand hätte, auch durch eine meta-terminologische Schutztruppe kaum sicherer.

An welchen Ufern aber ließe sich eine solche Brücke überhaupt errichten? Kaum an den gut befestigten der Geisteswissenschaften, wohl aber an den noch weitgehend unbekannt und mithin gefürchteten Gestaden des Konstruktivismus. Diese zunächst überraschende Schnittmenge betont Singer selbst; sie ergebe sich aus der Struktur der kognitiven Systeme: Anstatt unter einer Entscheidungsinstanz organisiere sich das Gehirn in dezentralen und parallelen Verschaltungen der Neuronen und generiere auf der Basis dieses »Vorwissens« fortwährend Hypothesen von der Welt. An diesen messe es einlaufende Signale, selektiere die plausiblen und gruppiere sie zu kohärenten Gruppen. Ein unbewusster, interpretativer Akt, und dennoch hingen von ihm die Inhalte unserer bewussten Wahrnehmung ab – ein Beispiel von vielen für die konstruktive Leistung unserer kognitiven Systeme«. Vorwissen, plausible Selektivität

Wolf Singer
**Der Beobachter
 im Gehirn.**
Essays zur Hirnforschung.
 Suhrkamp Verlag,
 Frankfurt, 2002,
 ISBN 3-518-29171-8,
 238 Seiten,
 11 Euro.

und nachträgliche Rationalisierung sind nun durchaus Kernaspekte konstruktivistischen Denkens; hier scheint man sich wenigstens auf gleicher Höhe des Flusslaufes gegenüberzustehen.

Das Buch leistet natürlich auch neben der Geist-Materie-Frage Einiges: In lesbarer Form (gelegentliche Redundanzen offenbaren den Charakter der Sammlung) präsentiert Singer, der 2003 mit dem »Communicator-Preis – Wissenschaftspreis des Stifterverbandes« für verständli-

che Wissenschaft ausgezeichnet wurde, den Stand moderner Hirnforschung und räumt dabei mit etlichen Missverständnissen auf. Etwa mit der Vorstellung, es gäbe im Gehirn ein Entscheidungszentrum, eben jenen ominösen Beobachter: Er existiere nicht. Am interessantesten ist Singer jedoch dort, wo er die Verschaltungsstruktur des Gehirns aufzeigt, neuronale Vorgänge bei Wahrnehmung, Erkennen und Lernen, bei Ich-Werdung und Subjektivität beschreibt, kurz: Wo er das Bewusstsein auf sein neuronales Substrat reduziert. Dabei spielt er den Aufschrei der Geistverteidiger gekonnt zurück: »Mir scheint, dass die Ich-Erfahrung bzw. die subjektiven Konnotationen von Bewusstsein kulturelle Konstrukte sind, soziale Zuschreibungen, die dem Dialog zwischen Gehirnen erwachsen und deshalb aus der Betrachtung einzelner Gehirne nicht erklärbar sind.«

Und die Brisanz des Ganzen? Entweder revolutionieren die The-



sen unser Bild vom Ich, oder es bleibt alles beim Alten, weil dieses Ich sich eben doch nur als Ich erkennen kann. Aber es ist nach der Lektüre ein verunsichertes Ich, das sich – wohl nicht zu seinem Schaden – fragt: »Ist Ich determiniert« oder »bin Ich es«? Ignorabo. ♦

Der Autor

Thomas Kailer ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungskolleg »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel«.

Auf den Spuren der Jahrtausende –

Eine Bilanz zu 100 Jahren archäologischer Forschung in Deutschland

Wie hat sich das menschliche Leben im Laufe der Jahrtausende verändert? Wodurch wurde es bei aller Innovation kontinuierlich bestimmt? Wie ein roter Faden ziehen sich diese Fragen durch die »Spuren der Jahrtausende«, ein umfassendes Werk, das die Erkenntnisse von 100 Jahren Archäologie in Deutschland vom Paläolithikum bis

gen von Objekten, Grabungsbe-funden und Karten reich illustriert.

Zu den Kontinuitäten gehört, dass das Leben zu allen Zeiten von der Vegetation abhängig ist: Seit dem Neolithikum versucht der Mensch, die Vegetation durch Zucht und Anbau von Pflanzen konse-quent für sich zu nutzen. Seine Er-nährung sicherte er zudem schon

vor 400 000 Jahren als offensiver Großwildjäger. Er war zu dieser Zeit keineswegs ein Ge-jagter. Als der Mensch sein Noma-denleben vor zirka 7000 Jahren aufgab, richtete er sein Au-genmerk zusehends darauf, lokale Res-sourcen auszubeu-ten. Als er anfang, Rohstoffe auch zu bearbeiten, begann eine neue Epoche:

die Bronzezeit. Feuersteine und Metalle wurden zur Tauschware und damit wurde auch Wissen aus allen Lebensbereichen in andere Kulturräume weitergetragen. Die in Deutschland siedelnden Völker be-wahrten während der Eisenzeit ei-nerseits ihre regionalen Eigenhei-ten, andererseits aber nahmen sie auch Einflüsse aus der Mittelmeer-welt auf.

Die Schriftlichkeit spielt für die wissenschaftliche Bewertung einer Kultur eine enorme Rolle: Die Kel-ten, das erste namentlich überlie-ferte Volk, gelten trotz ihrer gesell-schaftlichen Strukturen und kultu-rellen Leistungen nicht als Hochkul-tur, weil Wissen und Mythen, also das, wodurch sich ein Volk in sei-nen Wurzeln definiert, nicht schrift-lich niedergelegt wurden. Ganz an-ders die Römer: Die Römerzeit gilt als neue Epoche in der Mensche-itsgeschichte. Erstmals erlauben die Schriftquellen den direkten Ver-gleich mit den archäologischen Be-funden. Wie zu keiner Zeit davor tritt damit das Individuum in allen denkbaren Handlungsweisen in den Vordergrund. Dabei sind die Be-wohner des großen römischen Ter-

ritoriums nicht alle »Römer«, son-dern in weiten Teilen Einheimische, die sich auf gemeinsame Lebens-grundlagen geeinigt haben. Exemp-larisch seien nur die Bereiche Log-istik, Infrastruktur oder Recht ge-nannt, die neben anderen mit den germanischen Lebensweisen im Kontrast stehen. In der Spätantike jedoch lassen sich etwa bei den Fran-ken römische Einflüsse erkennen, die sie letztlich zu ebenbürtigen Ver-tragspartnern und Nachfolgern im Herrschaftsbereich der ehemals römischen Provinzen machten.

Spätantike und germanische Kul-tur waren die beiden Wurzeln des Mittelalters, das alte Traditionen aufgriff, beibehielt und vertiefte, in anderen Bereichen aber neue Wege einschlug. Nach wie vor blieb die Landwirtschaft der größte Erwerbs-zweig, jetzt intensiviert durch die Dreifelderbewirtschaftung. Im 12. Jahrhundert lebten bis zu 95 Pro-zent der Menschen auf dem Lande. In den einst römischen Städten gab es einen völligen Neubeginn oder eine Kontinuität, die, wie in Augs-burg, der Märtyrerverehrung zuzu-schreiben ist. Die Kirche avancierte in vielen Lebensbereichen zum Mittelpunkt. Letztlich definiert das Christentum seine Bedeutung im Leben der damaligen Menschen, Anfang und Ende des Mittelalters. Die Mittelalter-Archäologie, eine vergleichsweise junge Disziplin, hat in dem Band genauso ihren Platz wie die Burgenforschung, die mit rund 8000 Burgen allein in Deutsch-land ein großes Tätigkeitsfeld vor-findet.

Der Jubiläumsband vermittelt mit 100 Jahren Forschung, was er sich vorgenommen hatte: im Blick zurück »die täglichen Aufgeregt-heiten unserer Zeit mit größerer Ge-lassenheit zu betrachten«. ◆

Die Autorin

Dr. Ulrike Ehmig promovierte 2000 an der Johann Wolfgang Goethe-Universität über die römischen Amphoren aus Mainz; derzeit ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem von der Deut-schen Forschungsgemeinschaft finan-zierten Projekt am Seminar für Griechi-sche und Römische Geschichte, Abtei-lung II.



Uta von Freeden und Sigmar von Schnurbein (Hrsg.)
Spuren der Jahrtausende. Archäologie und Geschichte in Deutschland.
 Theiss Verlag, Stuttgart, 2002, ISBN 3-8062-1337-2, 520 Seiten, 854 Abbildungen, zumeist in Farbe, 39,90 Euro.

zum Ende des Mittelalters, also von rund 800 000 vor bis 1500 nach Christus, darstellt. Anlass für diesen über 500 Seiten starken Jubiläums-band und die zugehörige große Ausstellung, die in diesem Jahr in Berlin und Bonn gezeigt wird, ist der 100. Geburtstag der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt. Mit einem gut lesbaren und exzellent bebilderten Werk prä-sentiert sich so die Archäologie hier-zulande einem breiten Publikum.

Vom Kaiserlichen Archäologi-schen Institut, dem heutigen Deut-schen Archäologischen Institut, wurde die Kommission 1902 mit der Aufgabe gegründet, sich der archäo-logischen Forschung in Deutschland anzunehmen. Darüber legen ihre Mitarbeiter in 15 Beiträgen Rechenschaft ab. Eingerahmt wird der zeit-liche Abriss der menschlichen Kul-turen durch eine Einführung in Fra-gstellungen, Methoden und Tech-niken der Archäologie sowie einen Überblick über Umwelt, Ernährung und den Wert naturwissenschaft-licher Untersuchungen, vorgeführt am Beispiel menschlicher und tie-rischer Knochen. Alle Beiträge sind mit insgesamt über 850 Abbildun-

Molekulare Kochkunst

Wissenschaftliche »Haute Cuisine« dank Chemie und Physik

Kochen ist eine experimentelle Wissenschaft – der Arbeit in einem »normalen« Chemie- oder Physikkolabor sehr ähnlich, so die Überzeugung von Dr. Peter J. Barham, einem englischen Physiker von der Universität Bristol. Der Wissenschaftler beschäftigt sich nebenbei seit Jahren intensiv mit der Chemie und Physik des Kochens. Und er nutzt seine Erkenntnisse, um Naturwissenschaften in öffentlichen Vortragsveranstaltungen über die »Wissenschaft vom Kochen« populärer zu machen.

In seinem 2001 in englischer und vor kurzem auch in deutscher Sprache erschienen Buch »Die letzten Geheimnisse der Kochkunst – Hintergründe – Rezepte – Experimente« schreibt Barham, er wolle seine Leser in die Lage versetzen, Missgeschicke in der Küche von vornherein zu vermeiden. Wer versteht, was wissenschaftlich betrachtet in den Töpfen und Schüsseln passiert, dem gelingen Mayonnaise, Festtagsbraten und Mousse au Chocolat einfach besser. Oder – was vielleicht noch wichtiger ist – der versteht auch, warum bestimmte Rezepte ständig misslingen.

In seinem Buch zeigt er Profi- wie Hobbyköchen, was eigentlich in den Kochtöpfen passiert. Schließlich laufen beim Zubereiten von Lebensmitteln und beim Kochen viele Prozesse ab, die sich naturwissenschaftlich gut beschreiben lassen. Wenn man sie kennt, kann man das Kochen den neu gewonnenen Erkenntnissen anpassen, andere Zutaten, veränderte Werkzeuge oder bessere Methoden verwenden. Und man kann neue Rezepte erfinden, die auch gelingen. »Jede Köchin und jeder Koch, der aus seinen Erfahrungen lernt und seine Erkenntnisse, die er ursprünglich aus den Rezepten entnommen hat, verbessert, macht eigentlich nichts anderes als die Wissenschaftler in ihren Laboratorien«, so der Autor. Ganz klar: Man muss die Chemie mögen, wenn man kocht – denn wer kocht, macht Chemie!

Viele ungeahnte Informationen aus der Welt der Kochkunst sind in diesem Buch zu finden. Oder ken-

nen Sie neben süß, sauer, bitter und salzig die fünfte Geschmacksrichtung »Unami«? So nennt man den für die Küche des Fernen Ostens typischen Geschmack von Natriumglutamat. Vielleicht möchten Sie auch lernen, wie Sie einen ganzen Truthahn optimal braten? Oder Sie gehören zu den 40 Prozent Männern oder 25 Prozent Frauen, die Trüffel tatsächlich nicht riechen können?

Man muss schon bereit sein, sich auf die Welt der Naturwissenschaften einzulassen, wenn man wirklich Nutzen aus dieser Lektüre für die eigene Kochkunst ziehen will. Denn zunächst sind naturwissenschaftliche Grundkenntnisse gefordert. In den ersten Kapiteln des Buches gibt Barham sozusagen einen Crashkurs in »molekularer« Kochkunst. Es geht um die Veränderungen von Lebensmitteln beim Kochen, Backen und Braten in chemischer und physikalischer Hinsicht, um Geschmack und Geruch und um die richtige Verwendung von Küchenutensilien. Etwa die Entstehung von Patina in einer Pfanne, in der Öl bis zum Rauchpunkt erhitzt wurde und die wie eine Antihalt-Schicht wirkt. Wenn man sich durch die ersten interessanten – wenn auch nicht immer ganz leicht verständlichen – 90 Seiten gekämpft hat, kommt man zum eigentlichen Kern des Buches: den insgesamt etwa 40 Rezepten. Ausgehend von den verschiedenen Zubereitungsarten entschleierte Barham hier Schritt für Schritt die Geheimnisse der Kochkunst. Jedes Kapitel beginnt mit einem Überblick über die wissenschaftlichen Grundkenntnisse, die wichtig für eine bestimmte Gruppe von Nahrungsmitteln sind. Zum Beispiel »Warum kann Fleisch zäh sein?« oder »Wie dickt man eine Sauce?« oder »Warum fallen Biskuit-Kuchen so leicht zusammen?« Verhindern kann man letzteres, so ein Tipp des Autors, indem man den noch heißen Kuchen aus einer Höhe von etwa 30 Zentimetern auf eine harte Unterlage fallen lässt. Die so ausgelöste Erschütterungswelle führt nämlich dazu, dass viele Bläschen, die sich beim »Aufgehen« des Kuchens gebildet

haben, aufbrechen und so Luft in den Kuchen eindringen kann. Wenn die Bläschen nicht geplatzt sind, zieht sich die darin enthaltene Luft beim Abkühlen zusammen – und damit der Kuchen.



Peter J. Barham
Die letzten Geheimnisse der Kochkunst. Hintergründe, Experimente, Rezepte.
 Springer Verlag
 Berlin, 2003,
 ISBN
 3-5400-0908-6,
 270 Seiten,
 14,95 Euro.

Nach den wissenschaftlichen Grundlagen folgen aktuelle Rezepte, in denen der Hintergrund jeder einzelnen Zutat und Technik genauestens erklärt wird. Besonders hilfreich sind die Tabellen über auftretende Probleme, einschließlich der dahinter liegenden Gründe und mit oft erstaunlich einfachen Lösungen! Jedes Kapitel endet mit einem oder mehreren Küchenexperimenten für die ganze Familie, anhand derer die naturwissenschaftlichen Prinzipien deutlich werden. Viel Engagement ist beim Autor zu spüren, dem es um die Bedeutung der Chemie in der Küche geht. Geschrieben wurde das Buch zwar primär für Ernährungswissenschaftler, Lebensmittelchemiker und -technologien, Berufs- und Hobby-Köche und Chemiker – und für interessierte Laien. Kurz für jeden, der gerne kocht – und gerne isst. ♦

Die Autorin

Dr. Beate Meichsner, Diplom-Chemikerin, ist als freie Wissenschaftsjournalistin in Frankfurt tätig.